

„Petroleumbad“ gerechtfertigt ist, wird dabei näher zu untersuchen sein; im voraus aber sei bemerkt, daß man das Erdöl lange, bevor man sich seiner als Leucht- oder Heizmittel bediente, in der roheren Form seines Vorkommens zu technischen Zwecken, z. B. als Schmiermittel, und dort, wo es von Natur in reiner Gestalt zu Tage trat, in der ärztlichen Praxis, z. B. zum Einreiben der Glieder bei Rheumatismus, verwendete.

## Zweites Kapitel.

### Eine Denkschrift über das Petroleumbad Walschbronn aus dem Jahre 1755.

Im Jahre 1755 überreichte der Finstinger Arzt Rouge-maitre gemeinsam mit einem anderen Arzte, namens Gormand, der Stanislaus-Akademie zu Nancy eine Abhandlung, die von der Akademie durch Verleihung eines Preises ausgezeichnet und 1769 von dem aus Metz gebürtigen Leibarzt des verstorbenen Königs Stanislaus, Peter Joseph Buc'hoz (d. i. Buchholz), in seinem *Valerius Lotharingiae* abgedruckt wurde. Ob die Abhandlung die Auszeichnung, die ihr zu Teil geworden war, wirklich verdiente, mag zunächst dahingestellt bleiben. Wir werden sehen, daß sie es mit der historischen Wahrheit nicht immer sehr genau nahm und daher mit Vorsicht zu genießen ist. Mit diesem Vorbehalt aber verdient sie doch unsere volle Beachtung und soll daher in wörtlicher Übersetzung hier wiedergegeben werden. Sie lautet:

„Forschungen und Betrachtungen über die alte Petroleumquelle in der Grafschaft Bitsch.“

„Proprios discite cultus!“

„Das Petroleum ist ein mineralischer Balsam, der mit großem Nutzen in der Heilkunde und in der Kunst verwendet wird. Je nach den verschiedenen Eigenschaften unterscheidet man davon verschiedene Arten. Die gewöhnlichste Art ist das schwarze Petroleum, das fast in allen Ländern der Erde vorkommt und daher auch im Werte am niedrigsten steht. Es ist fast nur zu gewerblichen Zwecken zu verwenden, es sei denn, daß man die fremden Stoffe, die es verunreinigen, zuvor auf künstlichem Wege entfernt. Aber die Reinigung kostet mehr, als es wert ist, und auch dann noch kommt es dem, welches von Natur rein ist, niemals gleich.“

Nicht ganz so häufig kommt das rote Petroleum vor. Es ist fast immer mit schwarzem vermischt. Zu dieser Sorte gehört z. B. das Vorkommen bei Gabian unweit Beziers und

das in unserer Nachbarschaft bei Lampersloch im Unter-Elsaß sowie bei Geisbach an der Grenze des Lebertals.

Das gelbe Petroleum ist noch seltener und feiner. Seit Jahrhunderten berühmt ist das vom Monte Zibio bei Modena. Allgemein wird zwar darüber geklagt, daß es mit rotem verfälscht zum Versand gelange, aber das Vorkommen beim Zibio ist von Natur nicht anders.

Das wertvollste von allen ist das weiße Petroleum. Es ist klar und flüssig wie Wasser und hat dabei einen scharfen, aber keineswegs unangenehmen Geruch, der freilich so eigentümlich ist, daß er sich mit nichts anderem vergleichen läßt. Es ist so leicht, daß es sich mit keiner anderen Substanz verfälschen läßt, denn es schwimmt auf jeder, mit der man es etwa vermischen will, obenauf. Wegen seiner außerordentlichen Seltenheit ist es bei uns nur aus den Berichten der Gelehrten bekannt. Man kennt in Europa auch nur eine Quelle, nämlich die am Monte Festino, zwanzig Meilen von Modena, wo es so rein zu Tage tritt, daß man vergebens versuchen würde, es durch weitere Reinigung noch zu verbessern.

Aber es gibt noch eine andere Quelle in unserem eigenen Lande, dereinst berühmt, heute vergessen, woran weniger unser Mangel an Interesse als die Wechselfälle der Geschieke schuld sind. Das einzige heimische Zeugnis, das uns davon erhalten ist, kommt von dem gelehrten und betriebsamen Präsidenten der Lothringischen Rechnungskammer, Thiery Alix. In seiner handschriftlichen Beschreibung der Grafschaft Bitsch <sup>1)</sup>, die er 1594 auf Befehl des großen Herzogs Karl verfaßte und ihm unterbreitete, sagt er: „Im Dorfe Walsbroon waren früher vielbesuchte Bäder, die hauptsächlich von Personen mit gelähmten Gliedern gebraucht wurden. Unter dem verstorbenen Grafen Jakob <sup>2)</sup> hat man den Brunnen, in dem sich die Quelle befand, einstürzen lassen, doch könnte er ohne große Kosten wieder in Stand gesetzt werden. Auf dem Boden dieses Brunnens finden sich in großer Zahl Steine, geformt wie Kieselsteine, von schwärzlicher Farbe und vollkommen hart; wenn man sie aber eine Viertelstunde in lauwarmes Wasser legt, werden sie weich und lassen sich kneten wie Wachs, auch strömen sie einen Geruch wie nach Pech oder Harz aus; man nennt sie deswegen Bergwachs. Neben dem Brunnen befindet sich ein geräumiges und hohes Gebäude, welches Euer Hoheit Eigentum ist. In diesem wurde gebadet und wohnte der Badewirt. Man sieht noch die Stellen, wo die Badewannen angebracht waren.“

<sup>1)</sup> Das Original dieser Beschreibung des hochverdienten lothringischen Kammerpräsidenten habe ich leider nicht ausfindig machen können.

<sup>2)</sup> Gemeint ist Graf Jakob von Zeibrücken. Die Grafen von Zweibrücken besaßen bis zum Jahre 1570 die Herrschaft Bitsch, zu der Walsbroon gehörte, als Lehen von Lothringen.

Man muß es dem Juristen Thiery Alix zu gute halten, daß er uns keine genauere Vorstellung von dieser Quelle gegeben und daß er nicht das weiße Petroleum darin erkannt hat, welches das wertvollste an ihr ist. Günther von Andernach, ein berühmter Arzt der Pariser Fakultät, Stadtphysikus von Metz und später Professor in Straßburg, hat wiederholt die Walschbronner Quelle besucht und es gibt keine, die er in seinen 1565 gedruckten Dialogen über die Mineralquellen wegen ihres Petroleums mehr empfiehlt als diese. Noch zu seiner Zeit genoß sie ihres alten Rufes, und er verlegt ihre Entdeckung in die Zeit Kaiser Friedrich Barbarossas, des Schwagers des Lothringerherzogs Matthäus I. Er glaubt sogar diesem Herrscher das Verdienst zuschreiben zu dürfen, den Bau des Brunnens und der Bäder veranlaßt zu haben. Aus der Geschichte wissen wir, daß er sich gern in dieser Gegend aufhielt und mehrere Städte, die heute noch dort bestehen, gegründet hat. <sup>1)</sup>

Näheres über diese interessanten Tatsachen würden wir vielleicht aus den Archiven der Grafschaft Bitsch erfahren, die in denen des erlauchten Hauses Hanau-Lichtenberg Aufnahme gefunden haben, als dieses das Land räumen mußte; in die Archive einzudringen, ist jedoch nicht leicht. <sup>2)</sup> Sicher

<sup>1)</sup> Hier hat sich Rougemaitre anscheinend in dem Bestreben, seiner Entdeckung eine besondere Wichtigkeit zu verleihen, zu einer kleinen Übertreibung hinreißen lassen. Ich habe bei Günther von Andernach — den Rougemaitre übrigens fälschlich Gauthier, also Walter nennt — nur folgendes gefunden: „In comitatu Bitsch fons bituminosus tempore Friderici Caesaris coepit innotescere, a sylva in qua scaturit vulgare nomen Waldsborn sortitus. Aqua hujus fontis lapidibus bituminosis infecta est, super quam oleum albi coloris, non nigricans, nec graviter olens ut Indaicum, sed potius odoratum apparet. . . .“ Daß es sich dabei um Kaiser Friedrich Barbarossa handeln sollte, will mir nicht einleuchten. Eher dürfte an Kaiser Friedrich III. (1440—1493) zu denken sein, unter dessen Regierung, wie wir wissen, die Mineralbäder anfangen, Mode zu werden. Für den Menschen des 16. Jahrhundert war Fridericus Caesar schlechthin dieser Kaiser Friedrich III., der ihm zeitlich viel näher stand und unter dessen langjähriger Regierung das deutsche Wirtschaftsleben einen starken Aufschwung genommen hatte. — Günther zählt dann die einzelnen Krankheiten auf, gegen die der Gebrauch der Walschbronner Quelle helfen soll, doch kann ich von dem überschwänglichen Lobe, das er ihr nach Rougemaitre gezollt hätte, nichts finden. Er schließt sogar mit den Worten: „Hodie nescio, ob quam incuriam praefectorum minus frequentatur.“ Man wird hiernach nicht alles für bare Münze nehmen dürfen, was Herr Rougemaitre vorbringt.

<sup>2)</sup> 1570 starb die jüngere Linie des Hauses Zweibrücken, die die Herrschaft Bitsch zu Lehen trug, aus; als darauf Graf Philipp von Hanau-Lichtenberg, der Schwiegersonn des letzten Lehnsträgers, sich in den Besitz der Herrschaft setzte und die Reformation einführte, erhob Lothringen Einspruch und nahm 1572 das Land mit Gewalt in Besitz. 1589 wurde Bitsch dem Markgrafen von Baden verpfändet, 1594 aber durch Familienvertrag dem zweiten Gemahl der Witwe des Markgrafen, dem Grafen Karl von Hohenzollern-Sigmaringen, überlassen, nach dessen Tode es von Lothringen wieder ausgelöst wurde.

ist, daß diese Quelle zur Zeit des Herzogs Matthäus I. bekannt war, in dessen Verordnung über die Grenzen der Grafschaft Bitsch ihrer gedacht wird (Baleicourt, S. 46). Es ist dort ein Valsbroon erwähnt. Das ist also ihr ursprünglicher Name, den sie bis auf den heutigen Tag behalten hat. Die Gelehrten bezeichnen sie meist als Fons sylvaticus oder Fons sylvestris. Aber man wird ihre Entdeckung einer noch viel früheren Zeit zuschreiben dürfen. Eine römische Heerstraße, von der man noch heute recht erhebliche Reste in dem benachbarten Homburger Wald nördlich von Walschbronn sehen kann, führte bis in ihre unmittelbare Nähe. In der Burgruine, welche nicht weit davon entfernt steht, haben Altertumsforscher Steine mit fast völlig verwitterten Inschriften entdeckt, und diese Steine sind Trümmer eines anderen, älteren Bauwerks, wie ihre Anbringung inmitten des jüngeren Mauerwerks erkennen läßt. Mehrere solcher Steine mit antiken Inschriften wurden auch an der Kirche, die vor zwei Jahren ausgebessert worden ist, festgestellt; endlich hat man an verschiedenen Stellen von Walschbronn römische Münzen gefunden. Wir haben also allen Grund zu der Annahme, daß diese Quelle schon in römischer Zeit bekannt war und daß sie vom Kaiser Barbarossa nur wieder in Stand gesetzt worden ist. Hieronymus Bouc (*stirpium commentarii*, 1538, S. 83) oder „Tragus“, der in Hornbach, zwei Meilen von Walschbronn entfernt, lebte und dort in einer jener Zeit würdigen Schlichtheit sich mit dem Studium der menschlichen Seele und der Pflanzen beschäftigte, hatte sie oft besucht.

Der Leibarzt Kaiser Rudolfs II., Martin Ruland („Hydriatice“), der berühmte Botaniker Johann Bauhin („de thermis aquisque medicatis Europae praecipuis“), der Leibarzt des Grafen Philipp von Hanau, Heliseus Rösslin („Apparat. Als. Chron.“, cap. 88, p. 191), der Professor der Medizin zu Straßburg, Melchior Seibiz („de acidulis Alsatiae“), der Stadtphysikus von Kolmar, Johann Jakob Wecker („antidotarium speciale“), sind ebenso kundige wie einwandfreie Zeugen, die man über die wunderbare Wirkung des Petroleums der Walschbronner Quelle nur zu befragen braucht. „Aber,“ wird man einwenden, „wie kommt es denn, daß diese von der Natur so bevorzugte, von der leidenden Menschheit andauernd erprobte, von den Ärzten so allgemein gepriesene Quelle dermaßen in Vergessenheit geraten ist, daß kein Mensch mehr etwas von ihr weiß, selbst wenn wir von der Mode absehen, die selbst auf dem Gebiete der Gesundheitspflege die Menschen tyrannisiert?“ Über der Walschbronner Heilquelle hat ein Verhängnis gewaltet, das schließlich zu einer Ablenkung des Besuchs geführt hat. Das Ansehen des Grafen Jakob, des letzten Herrn von Bitsch aus dem Hause Zweibrücken, wurde stark beeinträchtigt durch die Charakterschwäche und Leichtgläubigkeit, mit der

er sich dem Einfluß habgieriger Hofschranzen und fanatischer protestantischer Geistlichen überließ. Die einen waren daran schuld, daß der Aufenthalt in Walschbronn die Besucher in ein schlechtes Licht stellte, die anderen, daß er kostspielig und nicht ganz gefahrlos wurde. Und nachdem das Bad einmal in diesen üblen Ruf gekommen war, tat der Graf auch nichts, um es wieder zu heben. Während der Graf Georg, sein Bruder und Vorgänger, seinem Lande den Frieden und damit den Wohlstand gesichert, die Einrichtungen und die Sicherheit des Bades geschützt und erhöht, eine feste und umfangreiche Burg hatte erbauen lassen, sowohl zum Schutze der Kranken in jener unruhigen Zeit wie auch zur Unterbringung der Personen von Stande, die von überall her neben dem gemeinen Volke herbeiströmten, ließ Graf Jakob auch dieses Gebäude wieder verfallen.

In diesem Zustande fand der Präsident Alix das Bad beim Wechsel der Herrschaft vor, doch braucht man wohl nicht anzunehmen, daß es damals schon gar nicht mehr von Fremden besucht gewesen wäre, denn er führt es noch immer unter den natürlichen Merkwürdigkeiten des Landes auf:

„Huc etiam extremi veniunt ad balnea Naphtae  
Naturaeque stupent parturientis opes.“ (Elog. Loth.)

(Zu deutsch etwa:

Auch aus fernestem Lande zum Naphtabade sie kommen  
Und bewundern die Kraft, die der Natur hier entquillt.)

Ob aber der große Herzog Karl es neu hat herstellen lassen, wissen wir nicht. Die wichtigen Ereignisse jener Zeit, die an die Geschichte der Liga anknüpfen, werden ihm kaum gestattet haben, an diese Dinge zu denken. Dagegen steht fest, daß das Schicksal des Bades endgiltig durch den Krieg zwischen Herzog Karl IV. und dem Kurfürsten von der Pfalz besiegelt wurde. Damals wurde das Dorf niedergebrannt, der Brunnen und die Bäder von Grund aus zerstört, die Einwohner getötet oder verjagt. Nur elf waren noch vorhanden, als Herzog Leopold zur Herrschaft gelangte. Unter seiner segensreichen Regierung blühte der Ort allmählich wieder auf, und heute (d. i. 1755) zählt er 66 Häuser, die zum größten Teil nach der in den Vogesen üblichen Bauweise aus Holz und Lehm hergestellt sind. Die Trümmerstätten beweisen dagegen, daß früher mehr als 400, meist steinerne Häuser vorhanden waren. Wahrscheinlich hat zu diesem einstigen Wohlstand die Quelle allein beigetragen, welcher der Ort seinen Namen und überhaupt seine Entstehung verdankte, denn weder die Landwirtschaft noch der Handel können dabei viel mitgeholfen haben. Der Boden ist Sandboden mit bituminösem Untergrund, dessen Spuren nicht nur bei Walschbronn, sondern in der ganzen Gegend bemerkbar sind. Weizen, Mais, Buchweizen, Hafer und Gerste gedeihen wohl,

aber die Bestellung ist sehr mühsam wegen der steilen Abhänge und der damit verbundenen Übelstände. Gegenstand des Handels sind gegenwärtig fast nur die Hammel, die allerdings recht gut sind, sowie Bauholz, das in Flößen nach Holland geschickt wird; es wird auf dem Bache, der durch das Tal fließt und eine halbe Meile weiter in die Horn mündet, befördert und stammt aus den Wäldern des Domaniums. Sonst ist die Lage des Ortes für den Handel wenig günstig. Er ist rings von Bergen eingeschlossen mit Ausnahme der Westseite. Nach dieser hat man freien Ausblick auf Waldhäusern, das nur eine viertel Meile davon entfernt liegt. Das Tal macht trotz seiner Enge einen freundlichen Eindruck mit seinen waldgekrönten Höhen und seinen landwirtschaftlich angebauten Bergabhängen, an deren unteren Rändern sich die Häuser hinziehen. Der nach Süden zu gelegene Berg war früher fast ganz mit Häusern in amphitheatralischer Anordnung bedeckt, aber heute sind es nur noch wüste Trümmerstätten, von denen nur die Grundmauern übrig geblieben sind.

Auf der im Osten gelegenen Anhöhe erblickt man die Ruinen des Schlosses. Was davon noch steht, sind nur zwei alte Türme, zwei große Tore und eine Anzahl Mauerreste. In der Mitte des Burghofs war ein sehr tiefer Brunnen, der in den Fels getrieben war; gegenwärtig ist er zugeschüttet, und der Pflug geht darüber hin. Unmittelbar unterhalb der Burgruine steht ein stattliches Haus, welches dem jetzigen Gemeindevorsteher Johann Adam Oligier gehört, der davor einen kleinen, von einer Mauer umgebenen Garten angelegt hat. Am unteren Ende dieses Gartens befand sich die Petroleumquelle. Sie war zuletzt in einem aus Eichenholz gezimmerten, vier Fuß im Quadrat messenden Bassin gefaßt, das man an Stelle des älteren, bedeutend größeren eingerichtet hatte. Dieses ältere war mit zementierten Steinquadern ausgelegt, überdacht und mit einem Eisengitter in gothischem Stile umgeben; es wurde, wie schon gesagt, gleichzeitig mit dem daneben befindlichen Badehaus zerstört. Dieses Badehaus war ein solides, stattliches Gebäude. Das Erdgeschoß war in mehrere Zellen eingeteilt, in deren jeder eine Wanne stand zum Baden in dem aus der Quelle geholten, angewärmten Wasser. Wann das hölzerne Bassin gebaut worden ist, wissen wir nicht. Als im Jahre 1713 Herzog Leopold drei Herren hinschickte, um eine Untersuchung der Quelle vorzunehmen, war das Bassin verschüttet. Freilich entledigten sich diese Herren ihres Auftrags in sehr oberflächlicher Weise, so daß nichts dabei herauskam. Sie fuhren nämlich nur bis Wolmünster, anderthalbe Meile vor Walschbronn, offenbar weil es ihnen so bequemer war, und erteilten von da aus dem Gemeindevorsteher die Weisung, er solle ihnen Wasser aus der Quelle schicken, worauf dieser nachgraben und die Stelle

freilegen ließ, wo sie sich befand. Die Kommissare machten dann eine Art Analyse, deren Ergebnis ist aber ebenso unbekannt geblieben wie die Namen der Herren Kommissare. Vor 25 oder 30 Jahren sind dann zwei Straßburger Ärzte nach Walschbronn gekommen; sie haben an Ort und Stelle einige Versuche gemacht, haben auch Proben von dem Wasser, von dem Petroleum und von den in dem Brunnen enthaltenen bituminösen Steinen mitgenommen, um zu Hause noch genauere Untersuchungen anzustellen, aber auch von ihren Arbeiten hat man nichts weiter gehört.

Endlich habe ich selbst vor einigen Jahren versucht, das, was die alten Schriftsteller uns von dieser Quelle überliefert haben, auf seine Wahrheit hin zu prüfen. Ich fand die Quelle, wie bereits angedeutet, in einem Zustande völliger Verwahrlosung, so daß man annehmen mußte, jede Erinnerung an ihre Eigenart sei geschwunden. Sie war von Schutt und Erde bedeckt, aus der nur ein dünner Wasserlauf hervorsickerte, welcher etwa 40 Schritte davon entfernt in den Schwarzbach mündete, der durch das Tal fließt. Das Wasser schien eine dunkelgrüne Färbung zu haben, war aber in einer Glasflasche klar und hell, fast geruchlos und schmeckte nach Erdpech. Auf der Oberfläche des Wassers beobachtete ich eine allerdings nur sehr dünne, bunt schillernde Schicht und erkannte darin das so geschätzte weiße Petroleum, das sich von dem hervorquellenden Wasser absonderte. Ich sagte mir weiter, daß man mit Recht früher den Brunnen oder das Bassin so tief gegraben hatte, damit sich darin eine größere Menge ansammeln konnte, und ließ daher den Schutt wenigstens zum Teil herausräumen. Hierbei zeigte sich, daß die Quelle von unten aus dem Boden kam, daß sie aber von anderen Ansammlungen gewöhnlichen Wassers, das durch die Seitenwände hereinsickerte, beeinträchtigt wurde. Ich suchte diesen Zufluß durch verschiedene Vorrichtungen zu verstopfen oder nach einer anderen Richtung hin abzuleiten, und hatte bald die Genugtuung, daß sich eine kleine Menge weißes Petroleum und ein damit imprägniertes Wasser ansammelte. Es wäre eine geringe Mühe, den Brunnenschacht wieder in Stand zu setzen und, indem man ihn noch etwas weiter abteuft und die Wandungen ausmauert, Petroleum in größerer Menge zu gewinnen.

Mehrere Tage setzte ich meine zeitraubenden und mühsamen „Schöpfungen“ mit Hilfe eines flachen und löffelähnlich ausgehöhlten Stückes Holz fort. Das Petroleum blieb leicht daran kleben, löste sich aber ebenso leicht wieder davon los, wenn ich es in ein Gefäß schüttete, und die aufgewandte Mühe hätte sich am Ende reichlich gelohnt, wenn nicht andauerndes Regenwetter mich genötigt hätte, meine Tätigkeit einzustellen. Doch ließ ich die Absicht, sie bei gelegener Zeit wieder auf-

zunehmen, nicht fallen. Im folgenden Jahre hoffte ich größere Erfolge zu erzielen und wohl auch die gar nicht schwierige Wiederherstellung des Brunnenschachtes durchzusetzen, wobei ich darauf rechnete, daß ich die Ortseinwohner für die Mitarbeit bei der Hebung dieses natürlichen Schatzes gewinnen könnte. Aber hält man es für möglich? Als ich wieder komme, hat man einen öffentlichen Weg gerade über die Quelle hingeführt, um eine Verbindung mit der Landauer Kunststraße herzustellen, in die der Weg auf Hanauischem Gebiete etwa in einer Entfernung von zwei Meilen einmündet!

Überrascht von meinen vorwurfsvollen Worten, erzählten mir die Einwohner, die keine Spur von einer Erinnerung an solche, sonst im Volksmunde und in der Überlieferung weiterlebende Dinge mehr hatten, daß unter dem Hause des Klemens Hassel, neben dem des Gemeindevorstehers Oligier<sup>1)</sup> noch eine zweite Quelle vorhanden wäre. Ich begab mich in den Keller dieses Hauses, konnte aber dort nur eine starke Feuchtigkeit und einen starken Geruch feststellen. Man sagte mir, es sei im Winter ein Wasser, ähnlich dem aus unsrer Quelle, zum Vorschein gekommen; ich nehme an, daß sie, von ihrem natürlichen Laufe abgedrängt, sich einen andern Weg gesucht hat und zum Teil hier durchgesickert ist. Auch in einem mit Hecken umfriedigten Garten unterhalb des neu angelegten Weges fand ich gegenüber von der Stelle, wo sich die alte Quelle befunden hatte, eine andere, ziemlich schwache, die in einem hölzernen Bassin gefaßt war. Auch ihr Wasser schien mir Petroleum zu enthalten, aber viel weniger als die im Brunnen.

Ich verließ Walschbronn mit dem Gefühl lebhaften Bedauerns, daß ich die Experimente, von denen ich gleich noch sprechen werde, nur an den geringen Wasserproben vornehmen konnte, die ich auf meiner ersten Reise entnommen hatte. Hoherfreut aber würde ich sein, wenn sie dazu beitragen sollten, unserem Lande eines der schönsten Geschenke, mit denen die Natur es ausgestattet hat, von neuem zu sichern, und es wäre eine würdige Aufgabe für diese Gesellschaft (sc. die Stanislaus-Akademie), ihm nachzugehen und es den Kranken wieder zugänglich zu machen, die an anderen Orten vergebens Hilfe suchen. Von ihrer Gunst getragen, würde es seinen alten Ruf gewiß bald wiedergewinnen!

Drei Erscheinungen sind es, die an dieser Quelle besonders zu untersuchen sind: Erstens das weiße Petroleum, sodann das Wasser, von dem es getragen wird und das damit

<sup>1)</sup> Die Vermutung liegt nahe, daß der Familiennamen Oligier mit der Petroleumquelle zusammenhängt, denn bekanntlich liebte man es gerade im 16. Jahrhundert, wo Walschbronn seine Blütezeit erlebte, die Familiennamen zu latinisieren. Der Name Oligier ist in und bei Walschbronn noch heute mehrfach vertreten, aber auch in anderen lothringischen Orten, z. B. in Busendorf und Nancy habe ich ihn gefunden.



geschwängert ist, und endlich die bituminösen Steine, die sich auf dem Grunde des Brunnens finden.

Das Walschbronner Petroleum entzündet sich sehr rasch, sobald man es mit Feuer in Berührung bringt. Ein kleines Quantum, das ich in einer Schüssel auf ein Kohlenbecken stellte, zog die Flamme einer hingehaltenen Kerze so schnell an und verbrannte unter Entwicklung einer schönen blauen Flamme und dann einer erst weißen, zuletzt schwarzen Rauchwolke mit solcher Intensität, daß ich meine anfängliche Absicht, die ganze Quelle in Brand zu setzen, nicht auszuführen wagte. Denn wenn es mir auch nicht gelungen ist, das Petroleum zu entzünden, solange es mit dem Wasser der Quelle vermischt war, wußte ich doch, daß wirkliches Naphtha auch im Wasser brennt und das Feuer infolgedessen sich weithin verbreiten kann. Ramazzini (*de petroleo montis Zibinii*, S. 351) hat beim Monte Zibio es auch nicht gewagt. Andererseits fehlt es nicht an Beispielen von brennenden Quellen, die in Brand geraten sind, ohne jemand zu gefährden, aber sie geben nur schwarzes oder rotes Petroleum, das bei weitem nicht so feuergefährlich ist wie das weiße. Nach Boerhaave's Ansicht kommt dieses hierin dem Alkohol nahe . . . Das Walschbronner Petroleum widersteht auch der strengsten Kälte; je kälter es wird, um so stärker riecht es. Ein alter Mann aus Walschbronn hat mir versichert, daß das Öl im Frühjahr in größerer Menge auftrete, als in den anderen Jahreszeiten, was sich vielleicht daraus erklärt, daß die im Frühjahr immer stärkere Ansammlung von Regenwasser mit dem Anschwellen des Quellwassers auch größere Mengen von Petroleum an die Erdoberfläche treibt. Andererseits verfliegt es unter dem Einfluß der Hitze im Sommer in stärkerem Maße, und der Geruch verteilt sich und ist fast nur im Winter zu spüren. Den geflügelten Insekten aber, die in der warmen Jahreszeit über das Wasser hinfliegen, ist dieser Dunst so schädlich, daß sie völlig betäubt hineinfallen und rasch sterben, wobei das Öl durch ihre große Menge unbrauchbar wird.

Wenn man ein Blatt Papier mit dem Petroleum befeuchtet, wird es durchsichtig, wie von anderem Öle. Aber bald verfliegt das Petroleum und das Papier nimmt sein ursprüngliches Aussehen wieder an, ohne daß ein Fleck zurückbleibt, was wiederum ein Beweis für seine außerordentliche Reinheit und Flüchtigkeit ist.

Tut man einen Tropfen davon auf heißes Wasser, so zieht er sich zu langen Fäden auseinander, die verschiedene, recht schöne Farben annehmen. Sie verblassen, sobald das Wasser sich abkühlt.

Weingeist vermischt sich nicht mit dem Petroleum, auch wenn man die beiden Flüssigkeiten lange Zeit einander über-

läßt und nur einen Teil Petroleum auf zehn Teile Weingeist nimmt. . . . .“

Doch damit beginnt Rougemaitre die Beschreibung einer Reihe von chemischen Einzelexperimenten, die er mit dem Petroleum unter Benutzung verschiedener Reagenzmittel vorgenommen hat und die, da sie wohl für die Wissenschaft nach ihrem heutigen Stande nicht viel Interessantes bieten dürften, hier nicht wiederholt werden sollen. Der Gipfelpunkt seiner Ausführungen liegt offenbar in der oben ausgesprochenen Bitte um eine tätige Mitwirkung der Stanislaus-Akademie bei der Wiederherstellung der Quelle und womöglich des Kurbades. Und diese Bitte blieb nicht unerhört. Die Akademie begnügte sich nicht damit, Herrn Rougemaitre durch die Verleihung eines Preises für seine verdienstvollen Forschungen auszuzeichnen, sondern wußte auch den Landesherrn, König Stanislaus, für die Sache zu interessieren. Wir erfahren das aus einem anderen kleinen Aufsatz, der ebenfalls im „Valerius Lotharingiae“ abgedruckt ist (S. 245—258) und den Vorsitzenden des Königlichen Ärzte-Kollegiums zu Nancy, Bagard, zum Verfasser hat. Von ihm hören wir, daß im folgenden Jahre die Quelle tatsächlich an der von Rougemaitre so genau bezeichneten Stelle wieder aufgedeckt wurde. Sein Bericht lautet in der Übersetzung (von Seite 250 ab):

„Auf Befehl des Königs, der sich sehr für die Wiederfindung der Quelle interessierte, begab sich Herr von Baligan nach Walschbronn und ließ das Erdreich, welches den mitten unter der Dorfstraße befindlichen Brunnen bedeckte, wegräumen. Am 8. März 1756 begann man mit den Arbeiten und als man ungefähr vier Fuß tief gegraben hatte, stieß man auf den oberen Rand eines aus Holz gezimmerten Bassins, welches man völlig frei legte, indem man eine Fläche von ungefähr fünfzehn Fuß im Quadrat ausschachtete.

Man entfernte hierauf das im Bassin angesammelte Wasser und Erdreich bis unterhalb der Zimmerung, die den Rahmen des Bassins bildete und ungefähr sechs bis neun Zoll stark war; die Balken waren an den Ecken umschichtig einer über den andern gelegt und bildeten ein Rechteck von zehn Fuß zehn Zoll Länge und acht Fuß Breite bei einer Tiefe von vier Fuß sechs Zoll. Dieses Holzwerk war noch gut erhalten. Rings um dasselbe zog sich eine Lettenschicht, offenbar um zu verhindern, daß anderes Wasser von außen in das Bassin eindringe. Unter der Zimmerung und dem Lettendamm stieß man auf Sandboden, der ungefähr noch drei Fuß tiefer reichte als die Zimmerung. Außerdem bemerkte man unter dieser zwei Zuflüsse von völlig klarem Wasser, die aber anscheinend mit der richtigen Petroleumquelle nichts zu tun

hatten. Der Hauptzufluß dagegen, der sich als die Petroleumquelle herausstellte, befindet sich in der Ecke des Bassins, die dem Hause des Gemeindevorstehers Oligier am nächsten liegt, und scheint in dieser Richtung weiter zu verlaufen. Sie bildet einen kleinen Wasserfall, dessen Geräusch man hinter dem Holzwerk des Bassins vernehmen kann, und führt außer einem feinen Sand, der das Wasser etwas trübt, bituminöse Steine mit sich, die man gefunden hat, nachdem man die Ausflußöffnung der Quelle erweitert hatte. Als man die Steine in einem Becken über das Feuer stellte, entwickelten sie einen Rauch und einen Geruch, wie Weihrauch.

Der Sand, den die Quelle mit in das Bassin spülte, wurde, nachdem er sich niedergeschlagen, herausgehoben; aber dabei entstand zwischen dem Bassin und der Gartenmauer des Herrn Oligier ein Trichter: die Erde stürzte nach, und es war zu befürchten, daß die Mauer einfiel. Infolgedessen stellte man die Arbeiten ein. Das Bassin aber füllte sich mit Wasser, das noch mehrere Stunden lang eine milchige Trübung zeigte. . . .“

Wie Rougemaitre, teilt dann auch Bagard die Ergebnisse verschiedener Experimente mit, die mit dem Wasser der Quelle gemacht worden sind, leider aber erfahren wir nichts Gewisses darüber, ob denn versucht worden ist, die Quelle offen zu halten und neu zu fassen oder ob man etwa gar den Brunnen wieder zugeschüttet hat, damit die Gartenmauer des Herrn Oligier nicht einstürze. Fast scheint es, als ob das letztere der Fall gewesen sei, denn über eine weitere praktische Ausnutzung der Quelle sind Nachrichten nicht vorhanden. Gewiß wären auch die Untersuchungen Rougemaitres und Bagards völlig der Vergessenheit anheimgefallen, wenn sie nicht in dem 13 Jahre später, nämlich 1769, gedruckten „Valerius Lotharingiae“ von Buchholz veröffentlicht worden wären und uns noch heute einen Fingerzeig böten, wo wir weitere, vor allen Dingen zeitgenössische Mitteilungen über die Geschichte der Quelle und des mit ihr verbundenen Heilbades finden. Denn mag auch manches, was Rougemaitre uns erzählt, den Anschein erwecken, als ob er die Bedeutung seines wissenschaftlichen Fundes überschätzt und übertrieben, wohl gar — um einen volkstümlichen Ausdruck zu gebrauchen — aus einer Mücke einen Elefanten gemacht habe: die Tatsache, daß Walschbronn wegen seiner Quelle besonders im 16. Jahrhundert von Kranken als Kurbad aufgesucht wurde und daß zu ihrer Aufnahme gewisse, wenn auch nach unseren heutigen Begriffen primitive Einrichtungen vorhanden waren, bleibt doch bestehen. Den Beweis dafür liefern nicht allein die von Rougemaitre angeführten Werke aus der medizinischen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts, sondern auch noch manche handschriftlich erhaltene Urkunde aus den

Wirtschaftsrechnungen der landesherrlichen Verwaltung. Es dürfte sich daher doch wohl lohnen, auch diesen Spuren nachzugehen, wäre es auch nur des historischen Interesses willen, welches sie bieten. Das soll im Folgenden versucht werden.

### Drittes Kapitel.

## Das Bad Walschbronn in der medizinischen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts.

Schon im vorhergehenden Kapitel ist auf das Werk des Straßburger Professors Günther von Andernach Bezug genommen worden (vergl. oben S. 13), der in seinem lateinisch geschriebenen Kommentar von den Bädern und Heilquellen 1565 zuerst über Walschbronn geschrieben hat. Eine ziemlich wörtliche Übersetzung seiner Ausführungen ist das, was wenige Jahre später (1568) Dr. Martin Ruland, Stadtphysikus zu Laugingen, in seinem Buche: „Vom Wasserbaden drey Theyl“ uns berichtet. Er behandelt die einzelnen, damals bekannten Badeorte der Reihe nach und schreibt unter anderem (S. 27):

„Waldborner Bad. In der Grafschaft Bitsch ist ein ander Brunn, von Bergwachs, zu des Kaysers Friedrichs zeiten in erkanntnuß kommen, vnd hat von dem Wald, darinn er entspringt, den Namen Waldsborn. Diß Brunnenwasser ist mit bergwächsischen Steinen infiziert, auff welchem ein weiß Oel, nicht schwarz, auch nicht stinkend wie das Jüdisch Bergwachs, sonder wolriechend embor schwimmt. Ist dienstlich zu den Hauptflüssen, zahnweh, ohrenweh von kälte, behalt das außfallend Haar, dienet wider heßliche maßen der Augen, den alten Husten, schweren Athem, Magenweh, leibserkältung, vertreibt die Wind der Därmen, thut der innerlichen Glieder Verstopffung auff, resolviert, erweicht, macht zeitig. Wunden vnd schwere Geschwer heylet es, ist gutt zum stein vnd anligen der blasen, zu der Mutter auffsteigung, auch vnder sich verrückung, bewegt den Frawen jhre zeit, Glieder schmerzen an Füßen, Händen, Hüfften. Kurtzlich alle so von kälte kommen, miltert es, vnd tödt die Würm im Leib. Das mans zu gegenwärtiger Zeit so wenig braucht, ist vielleicht der Amptleuten verwarlosung schuld.“

Bereits drei Jahre nach dem Ruland'schen Buche, 1571, veröffentlichte Gallus Etschenreutter, ein Straßburger Arzt, ein anderes ähnlicher Art unter dem Titel: „Aller heylsamen Bäder, Sauerbrunnen vnd anderer Wasser, so in Teutschland bekandt vnd erfahren, auch ihrer Metallen vnd Mineralien Natur, Krafft, Tugent und Wirkung.“ Das Buch